

Das Lautbild der Welt

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 10

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635887>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nichts vorgefallen. Aber heute habe ich mit Gretl gesprochen. Ich habe sie direkt gefragt, ob sie Flitt gern möge und ob sie ihn heiraten möchte. Du kannst dir denken, sie lachte mich natürlich erst aus und gab gar nichts zu. Ich fing nun an, Flitt ein bißchen lächerlich zu machen, als ob er überhaupt nicht in Betracht kommen könnte. Da ist Gretl plötzlich ganz ernst geworden und hat so vor sich hingesehen und zu mir gesagt, so nachsichtig wie zu einem dummen zehnjährigen Buben: „Aber meinst du nicht, Geroldchen, irgend einmal muß es doch kommen? Oder willst du eine alte Jungfer zur Schwester haben?“ Das ist viel gesagt nicht wahr? Ich habe nun gar nichts mehr antworten können; denn jetzt ist es klar, daß sie selber will. Es ist begreiflich, nicht, daß sie heiraten möchte, so wie sie erzogen ist?“ Gerold schwieg und runzelte die Stirn. „Aber wo kann ich nun die Sache anpacken?“ fuhr er nach einem Augenblick fort. „Soll ich Gretl ärgern und verlegen? Und ich habe ja nichts Tatsächliches gegen ihn vorzubringen! Und doch weiß ich, er ist nicht der Rechte für sie. Gretl ist biegsam und auch ein bißchen träge: sie wird eben so langsam vertrocknen neben ihm.“

„Und du bist sicher, daß Siegfried im Geheimnis ist?“

„Oh, das ist ganz zweifellos. Papa konsultiert ihn sofort, wenn er so etwas merkt.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Verirrten.

Ein Bienlein hatte sich einmal verirrt,
Kam in ein dumpfes Zimmer geschwirrt,
Wo ein paar Schreiberseelen saßen
Und ob ihren Zahlen alles vergaßen.
Es waren vergräunte, steife Gesellen,
Gepfercht und vernüchert in staatlichen Stellen,
Die sich keinen Deut um anderes scheerten
Als um den Zahltag, den geizig begehrten,
Und dann tagtäglich um ihre Register
Als ausgeprägte Tintenphilister.

Doch in demselben, dumpfen Zimmer
Saß mit der Jugend rosigem Schimmer
Ein junges, flinkes Tippmamsellchen,
War recht zufrieden mit ihrem Stellchen,
Und hämmerte fleißig die weißen Tasten
Auf einem älteren Klappertasten,
Einer verbrauchten Schreibmaschine.

Jetzt schimpfte der eine: „Die freche Biene,
Was hat die bei uns herinnen zu suchen?“
Und noch ein anderer begann zu fluchen:
„Schlagt sie doch tot, dann hat sie den Lohn
Für meine gestörte Addition.“

Das Bienlein aber spreizte die Flügel,
Flog über Bücher und Altkuhügel
Und schnupperte suchend im Zimmer umher:
„Wie das hier duftet, so süß und so schwer!“
Dort auf des Tippmamsellchens Plak
Standen Blumen von ihrem Schatz,
Die hatte sie heimlich und zeitig am Morgen
Sorgsam in einem Glase geborgen.
Die Schreiber hatten gelacht und geschmäht.
Die Blumen aber wurden erspäht.
Vom Bienlein. Das dächte sich ganz daheim,
Raffte den Goldstaub und nippte den Seim,
Reckte behutsam die Fühler und Glieder
Und ließ auf dem Strauß sich häuslich nieder.

Da sauste ein etwas durch die Luft,
Dicht vorbei an Blumen und Duft.
Ein Schreiber, den das Bienlein verdroß,
Brauchte als hölzernes Wurfgeschloß
Ein Lineal, doch traf er daneben.

— Beinahe ging es dem Tierchen an's Leben —
Das Bienlein aber, das duftverwirrt,
Scheu und suchend im Zimmer irrte,
Bis es dann letzten Endes noch
Das Schreibmaschinen-Farbband roch
Und, wärend einen neuen Flor,
Sich in dem Innern des Kastens verlor.
Wie zitterten seine zarten Flügel
Vor Walzen und Schrauben, vor Hebel und Bügel,
Vor dem Geklapper und dem Geseule
Im vielverzweigten Räderhause.
Ob seinem ängstlichen Surren und Summen
Ließ das Mamsellchen die Tasten verstummen,
Hob die Maschine, und ... auf und davon
War auch das Bienlein durchs Fenster schon —

Das Mägdlein schaute ihm sehrend nach.
Sein Sinnen flog mit über Gasse und Dach
Und fand sich schließlich, verstoßen und lachte,
Dort ein, wo einer ihrer gedachte.
Dann tippte sie weiter und leuchtete schwer:
„Bienlein, du passest nicht hierher.
Auch mir mißfällt dies dumpfe Zimmer.
Mir fehlt die Sonne und heiterer Schimmer,
Denn von den fahlen Schreiberseelen
Kann mir doch keiner ein Lachen stehlen.
Wir haben uns beide hieher verirrt.
Du bist nun wohl längst in's Blaue geschwirrt
Und kehrst zum Häuschen, das blumenumsäumt
Unter dem Apfelbaume träumt,
Und freust unter güldenem Baldachin
Dich deiner feinen Königin.
Bald schlägt es sechs. Dann pack' ich zusammen.
Schon seh' ich draußen den Abend flammen,
Von weitem aber, am heimischen Plak,
Lacht einer mir zu, das ist mein Schatz.“

Ernst Dier.

Das Lautbild der Welt.

Es gibt Erfindungen, die in ihrer Auswirkung das Weltbild verändern. Denken wir nur an James Watt's Dampfmaschine oder an Morse's Schreibtelegraphen, an Röntgen's X-Strahlen oder auch an Marconi's drahtlose Telegraphie. Die Dampfmaschine brachte die Ära der Maschinen und des Verkehrs mit den Großstädten und Arbeiterheeren, mit dem Kapitalismus und den Kriegen. Alle nachfolgenden Erfindungen ordneten sich in diese Entwicklungsreihe ein und beschleunigten deren Ablauf. Eine Erfindung der jüngsten Vergangenheit scheint eher konservierende als umstürzende Wirkung zu haben: Edison's Phonograph.

Der Phonograph ist, wie schon der Name andeutet, mit dem Photographen verwandt. Die deutsche Uebersetzung sagt das noch deutlicher; der Lautschreiber hält Lauteindrücke fest und gibt sie wieder, der Photograph tut das gleiche mit Lichteindrücken; nur daß das erste Wort eigentümlicherweise den Apparat selbst, das zweite den Handhaber des Apparates bezeichnet. Wenn also der Photograph einen mit dem Auge wahrnehmbaren Zustand auf eine photographische Platte und dann auf photographisches Papier bannet, um ihn für spätere und späteste Geschlechter aufzubewahren, so kann der Phonograph ein Lautbild konservieren; er kann ein akustisches Geschehen, das sonst unwiederbringlich und unrekonstruierbar verhallen und vergehen würde, allen künftigen Zeiten überliefern. Im Prinzip we-

nigstens. Wie man weiß, handelt es sich bei der gegenwärtigen Form des Phonographen hauptsächlich um musikalische und rhetorische Leistungen, die auf der Phonographenplatte verewigt werden. Auch das „verewigt“ ist cum grano salis zu nehmen. Immerhin 10.000 Jahre sollen nach Aussage der Fachmänner die heute konstruierten Platten dauern; möglicherweise genügt das, um den Tenor eines Caruso in alle Zukunft hinüber zu retten, da die Menschen des 120. Jahrhunderts unzweifelhaft noch bessere Mittel haben dürften, Lautbilder aufzubewahren, als wir. —

Es ist nicht ohne Reiz, sich auszuendenken, wie ein fernes Geschlecht das Bild unserer gegenwärtigen Kultur wird überliefert erhalten. Nehmen wir an — diese Möglichkeit ist ja leider durch die Entwicklung der letzten Jahre in konkrete Nähe gerückt — Europa und damit vielleicht die ganze zivilisierte Welt werde durch ein Kriegs- und Seuchenjahrhundert verheert und junge Barbarenvölker richten einst auf den Trümmern der alten eine neue Kultur auf. Welche Schätze von Hilfsmitteln würden da der Ruinenschutt der Weltstädte, der Grund der Aeder und Weinberge, der Schlamm der Meere und Seen den Archäologen jener entlegenen Kultur bieten zur Rekonstruktion der Vergangenheit! Denken wir uns nur aus, was wir von den alten Babyloniern alles wissen könnten, wenn wir aus dem mesopotamischen Wüstensande nicht nur Tontafelbibliotheken, sondern ganze Bildergalerien und Kupferstichsammlungen, in staub- und feuchtheitsicheren Safes eingeschlossen, herausgraben könnten!

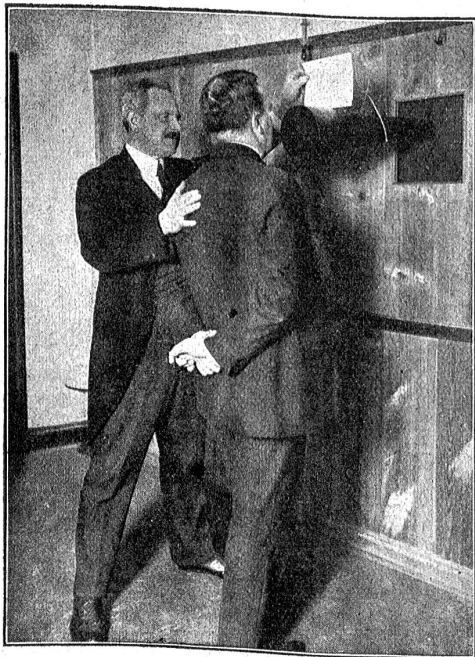


Ein Teil des Stimmenmuseums an der Preussischen Staatsbibliothek.
Die Lautplatten haben nach dem Gutachten erster Chemiker eine Lebensdauer von etwa 10.000 Jahren.

Wenn da ein ganzes Filmarchiv zum Vorschein käme, das abgerollt werden könnte! Und denken wir uns ferner, daß die erst heute ausgedachte Idee eines Lautmuseums schon zur Zeit des Hammurabi verwirklicht worden wäre. Da könnten wir jetzt im „Gottthard“ oder „Metropol“ einer Gerichtsitzung des großen babylonischen Gesetzgebers oder einem Opferfest zu Ehren des Gottes Bal oder einer Huldigungsszene beim König Sanherib oder dem Triumphzug des Judenbesiegers Nebukadnezar beiwohnen. Ja mehr noch: wir könnten die Stimmen jener Herrscher vernehmen, ihre Reden mitanhören (auf der Leinwand überfekt); wir hörten das Flehen der armen Opfer, das Gebetmurmeln der Priester, den Schall der Tuben und Hörner, das Jubelgeschrei der Volksmenge, das Brausen und Branden der Millionenstadt Babylon. Wahrlich, die heutige Geschichtsforschung hätte es leichter, Erkenntnis zu pflanzen. Ein schönes Stück Gelehrtenfleiß könnte so auf näherliegende praktische Ziele gerichtet werden.

Es sei dahingestellt, ob in der heutigen Menschheit der Wille, sich den künftigen Geschlechtern kund zu geben, ebenso stark sei wie in den Pharaonen und Assyriern, die die Steinberge türmen ließen als Zeugnisse ihrer Taten. Auf alle Fälle hat sie dazu in weitergehendem Maße die Mittel in der Hand als jene Willensheroen. Indessen sind es sicher eher praktische als idealistische Motive, die den Berliner Professor Wilhelm Doegen dazu führten, sein Lautmuseum anzulegen.

Wie man aus den Illustrationen dieses Aufsatzes ersehen kann, handelt es sich bei diesem Lautmuseum um eine Sammlung von phonographischen Originalplatten, die sorgfältig registriert und in besonders dazu eingerichteten Schränken aufbewahrt werden. Professor Doegen kam durch den Krieg, der in den deutschen Gefangenenlagern schier ungezählte Völkersprachen und Idiome versammelte, auf den Gedanken, den Phonographen zur lautlichen Sprachfixierung zu benutzen. Er konstruierte einen eigens zur naturgetreuen Lautaufnahme eingerichteten Sprachapparat mit zwei Trichtern, einem metallenen zur Verstärkung der Vokale und einem hölzernen zur Verstärkung der Konsonanten. Dann ließ er



Professor Wilhelm Doegen bei einer Lautaufnahme.
Der Sprecher spricht in einen nach bestimmten Gegeben gebauten Holztrichter.

zunächst, unter Mitwirkung einer großen Reihe von Fachkollegen, einen bestimmten Text in nicht weniger als 215 verschiedenen Sprachen und Dialekten auf die Schallplatte sprechen. Die so gewonnenen Sprachdokumente enthalten alle Elemente der lebendigen, gesprochenen Sprache: Tonfall, Wort- und Satzmelodie, Rhythmus und Dynamik, Elemente, die keine phonetische Schrift treu genug wiederzugeben vermag. Dem Originalvertrag gegenüber haben diese phonographischen Aufnahmen den Vorteil einer unbegrenzten Wiederholungsmöglichkeit voraus. Dieser Vorteil wird noch erhöht durch den von Professor Doegen erfindenen Lauthalter, der dauernde Einstellung auf jede beliebige Stelle der Platte gestattet.

Doegens Lautmuseum ist heute der Preussischen Staatsbibliothek angegliedert. Sie ist inzwischen ausgebaut und durch manch berühmtes „Lautporträt“ bereichert worden. Man kann sich in einem Sprachraum beliebig die eine oder andere Platte vorspielen lassen; kann sich serbische Volkslieder vorsingen oder ungarische Zigeunermusik vorgeigen lassen, kann einen Text in jiddisch, estnisch, litauisch, lettisch, armenisch, georgisch, tatarisch usw. hören, aber auch den kriegerischen Worten eines Hindenburg lauschen oder einer Friedensrede Rabindranath Tagores, in formvollendetem Englisch gehalten und ausklingend in ein klangvolles Sanskrit.

Daß diese Platten für die Sprachforschung von unschätzbarem Werte sind, liegt auf der Hand. Die deutsche Wissenschaft hat da wieder einmal einer künftigen wirtschaftlichen Entwicklung vorgearbeitet, indem sie beispielsweise die russische Sprache mit ihren Dialekten ausgiebig durchgenommen hat, was das Studium dieser Sprache in den Schulen erleichtert; bei einer künftigen östlichen Orientierung der deutschen Politik könnte diese Tatsache weittragende Bedeutung bekommen.

Aber nicht nur die phonetische Sprachforschung, auch die Völkerkunde, die Kulturgeschichte und die Religionswissenschaft wird durch das Lautmuseum wirksam gefördert werden; denn die Sammlung von Erzählungen, Märchen, Arbeits- und Gesellschaftsliedern, Rätseln und Sprichwörtern, Hochzeits- und Begräbnisriten wird stetig gemehrt.

Daß das Lautmuseum auch dem Musiker ein reiches Studienmaterial zur Verfügung stellen soll, liegt selbstverständlich in der Aufgabe der Leitung. Auch die Zoologie, die Physik und die Medizin werden ihre Ansprüche an das Museum geltend machen dürfen.

Der Gedanke Professor Doegens hat in der ganzen Welt begeisterte Aufnahme gefunden. Es werden Lautbildsammlungen in allen Kulturländern entstehen und ein lebhafter Austauschverkehr, der sich auch auf private Kreise ausdehnen wird, wird einsetzen und der Industrie und dem Handel weite Verdienstperspektiven öffnen. Es dürfte, diese Entwicklung vorausgesetzt, die Zeit nicht mehr ferne sein, da jede „bessere“ Familie eine Lautbibliothek besitzt, die für alle Anlässe und Bedürfnisse den nötigen belehrenden oder unterhaltenden „Hörstoff“ zur Verfügung stellt. Inwieweit alsdann Edisons Erfindung unsere Kultur nicht nur registriert, sondern auch mitbestimmt, das mag sich jeder Leser selber ausdenken.

Es Rosenblettli.

Von Hans Zulliger.

Verwiche bin i umen es Mal zum alte Ruehn cho. Er isch mer e liebe, liebe Ma, un i mueß es sage, eine vo de liebste Mönstche, wo-n-i myr Vältig afe ha lehre fenne.

Mer het mi innerzyt gha as ganz chly, wo Vatter u Mueter no i der Fabrygge gschaffet hei u mi nid eleini hei chönne deheime ha. Da isch der alt Ruehn my zweit Vatter worde, un i ha's nie schöner gha, weder bi ihm. Am Blaubaerg het er sjs Hus gha, z'mitts i re Höschtet

inn. Der Suurgrauechbaum mit em schreege Stamm steit no dert, wo-n-i scho as chlyne Höschebi uegegogert, u mi dessitwäge gmeint ha wie ne Chünig. Singäge ds Grrtli u ds Mösi, die beede Saanegeißli, wo-n-i albe ha ghüetet, die het er nimm. Sie überschöpfen allwäg iße fener Buebe meh, wie sie mi mänglich i ds Gras pängglet hei, bis i zum Vatter Ruehn bi ga gränne. Mer isch überoben im Hus ime ne chlynen Ateliee am Pfäischter ghoet u het g'ühret. De het er ds Hämmerli abglet u der Lup uf d'Stirne g'trichen u mi uf d'Schook gno.

„Hei di aber d'Geiße plaaget, Hansi. Weli isch es gfi? Gewiß ume ds Mösi, das isch so ne bösi Gynel!“

De het er mer d'Haar g'trichlet u mer ds Wasser us den Duge gwüschet.

„Gang du lieber e chly ga schnouse!“ het er mer de gseit un uf enen alti, grofi Gumode zeigt, wo hinger i der Stube g'tangen isch. „Weder leg de umen alles guet dänne, süsch balget de ds Mueti, we's heichunnt. U das Druckli, wo verbungen im Egge steit, laßsch mer de schön sy, gäll!“

Da han i mi de nid zwuri la heisse. Hinger die ungerächti Schublade han i dörfe. Dert sy Drude voll Redeli u Schrübeli, Teile vo Wederen u grohen u chlynen Uhre, Hämmerli u Schrubeziejerli un allerlei angere Wärdzüzüg gfi. Das hani vüre gnuschet u mi halb Tage lang dranne chönne verwöhle. Da sy Hüler boue worden u Charli gmacht, teel Stüdi het me chönnen aufzieh u la tschädere, angeri het me chönnen usenangere näh un ume zämesetse. U wenn i de öppe nümme gwüschet ha wie, bin i em Vatter Ruehn uf d'Chneu ghlätteret.

„Que Vatter, da das Dings wott nümme nye passe!“

De het er glachet u mer ghulfe.

„So, du Versuumgweg, da wär die Sach umen im Greis!“

Nachär het er öppe sym Karnaari, wo oben am Pfäischter het sjs Chräkli gha, e chly pfufferlet u grüest, bis es het afa liede, un isch mit Wärdche wyters g'fahre.

Un a de Tage, wo-n-i grad der Huuffen Arbit het gha, isch er mit mer i d'Mare ga fische. Da sy mer unger de große Wydestude ghoet u hei den Epli u de Färndli gluuhet, un em Abe han i die gfangnige Fische dörfen ame ne Wydegäbeli heitragte. Das isch my Stolz gfi. Der Vatter Ruehn het drum ds Rueteische verstante, wie nid grad eine, u myner Gäbeli sy nie lääri gfi.

Mänglich het er de ou furt müesse, uf d'Stör. Deppen i d'Herrschafthüser nchen i d'Stadt, vo wägen er het ds Uhrmachere nid minger guet chönnen as ds Fische, un es het Lüt gä, wo ihrer verheite Regulatoren u Stoduhre numen em Ruehn Vermischt hei i d'Häng gä.

De bin i de mit der Mueter Ruehn eleini gfi. Zhrer Ching sy demzemale scho ueche gfi un i der Wäldt usse. I ha d'Mueter ou gärn gha. Weder är isch mer lieber gfi, wil i mit ihm öppe ha vo Hus chönne. Sygs ga spazieren oder ga fischen oder ga schwümmele, oder de Lüte die umegmachten Uhre ga umebringe.

Speter, wo myner Lüt du i d'Stadt züglet sy u d'Mueter nümme het i d'Fabrygge bruucht, bin i wnt vom Vatter Ruehns Heimet ewägg cho. I bi öppe no zue-n-ihm z'Wysste, d'Jahr sy gange, i bi us der Schul cho, ne große Gtabi worden un i d'Wäldt use, un es het Znte gä, wo-n-i die schöne Summere bim Vatter Ruehn schier ha vergässe. Weder wo-n-es mi du ume het needer heizue gschlage, han i mi a Vatter Ruehn bsunne, i han ihm öppe ne gueti Fläsche Burgunder gchraamet, da han er guet bñhe, u gange no iße bin u wider zue-n-ihm.

U so äben ou da letschtin es Mal.

Er ühret iße nümme. Syner Duge sy z'weni guet. Sie tüe-n-ihm weh, wenn er z'lang mueß scharpf luege. Un er het i junge Jahre gwärdet gnue un öppis uf d'Snte ta für syner alte Tage.

Singäge für eso näbezueche chly z'püürle geit's scho no. Er het es Chueli u gwo Geiße, u mechtet es njeders Jahr